

Das winzige Teilchen, um das es in diesem Artikel geht, ist von eigenartiger Schönheit. Da ist eine runde Hülle, da ist ein Kranz – eine Corona – aus Stacheln, der die Hülle umgibt. Das Teilchen sieht eher bizarr als bedrohlich aus, wie die Basterei eines kreativen Kindes oder eine wundersame Koralle aus den Tiefen des Ozeans. Handelt es sich um ein Lebewesen? Oder um etwas anderes? Wissenschaftler sind sich nicht einig, wie diese Frage zu beantworten ist.

Das Teilchen misst gerade einmal ungefähr 0,1 Millionstel Meter, es besteht nicht aus Zellen, und es hat im Gegensatz zu Pflanzen, Tieren und Menschen auch keinen Stoffwechsel. Andererseits verfolgt es die gleichen Ziele wie alles, was lebendig ist: am Dasein bleiben, sich vermehren, die eigene Abstammungslinie fortführen. Darin ist es gut, dafür ist es gebaut. Es dringt in andere Lebewesen ein und macht sich im Bereich der Lunge die Körperzellen gefügig, es zwingt sie, viele Kopien seiner selbst herzustellen. Das ist – aus Sicht jener anderen Lebewesen – unter Umständen ein Problem.

Auf seiner Reise vom Huanan Wholesale Seafood Market in der chinesischen Stadt Wuhan hinaus in eine Welt mit 7,7 Milliarden Menschen, von denen jeder einzelne ein mögliches Ziel darstellt, hat das Coronavirus bereits Dutzende Länder auf allen Kontinenten erreicht, es hat ein zwei Tage altes Neugeborenes befallen, der älteste Patient war 100 Jahre alt. Am Donnerstag vergangener Woche geschah es, dass zum ersten Mal in einer deutschen Metropole ein Testergebnis positiv ausfiel.

Im Hamburger Universitätsklinikum Eppendorf (UKE) sitzen an diesem Abend um kurz nach 20 Uhr etwa 70 Ärzte aus dem UKE selbst und aus dem ganzen Stadtgebiet in engen Stuhlreihen. Stimmengewirr, Wie-geht's-Gespräche, Minuten, die zu überbrücken sind. Einmal im Monat treffen sie sich hier in der Kinderklinik zum fachlichen Austausch. Teilnehmer werden später berichten, dass sich vorn am Podium ein Professor aus Dresden bereit macht für seinen Vortrag zum Thema »Antibiotikatherapie im Kindesalter«, als irgendwo ein Handy klingelt. Kurz darauf eine Stimme, laut über Köpfe und Stuhlreihen hinweg: Das Virus ist in Hamburg!

Der Infizierte ist ein Arzt, und er arbeitet nicht irgendwo in einer Praxis in einem anderen Stadtteil, in Altona oder Winterhude. Sondern am UKE. Im Gebäude O45. Genau hier. In der Kinderklinik.

Stefan Renz, Vorsitzender des Berufsverbands der Kinder- und Jugendärzte, muss in diesen Minuten eine Entscheidung treffen. Renz steht vor dem gleichen Dilemma wie Menschen überall in Deutschland in diesen Tagen, seien sie Betreiber von Messen oder Hotels, Veranstalter von Kongressen oder Partys, Betreuer mit Verantwortung für Schüler oder Reisegruppen: nachgeben vor dem Virus, alles abblasen, die Leute nach Hause schicken?

Renz muss fürchten, hier im Saal könnte jemand sitzen, der in den letzten Tagen mit dem Erkrankten zu tun hatte. Das Virus kann nicht von allein laufen, krabbeln, fliegen. Aber es kann ein Husten oder ein Niesen auslösen, um von einem Wirt zum nächsten zu gelangen, sozusagen als biologischer Schwarzfahrer. Ein einziger Mensch, eine einzige scheinbare Erkältung schon würde reichen, so wie im Landkreis Heinsberg in Nordrhein-Westfalen womöglich ein Mann genügte, um die Sitzung des Karnevalsvereins »Langbröcker Dicke Flaa« zum Ausgangspunkt einer nicht mehr nachvollziehbaren Kettenreaktion zu machen. Mitten in einer Millionenstadt. Wäre einer der 70 anwesenden Kinderärzte infiziert, könnte er die anderen anstecken, womöglich müssten alle aus dem Saal in Quarantäne. Mitten in einer Epidemie, wenn in der Stadt jeder Kinderarzt gebraucht wird.

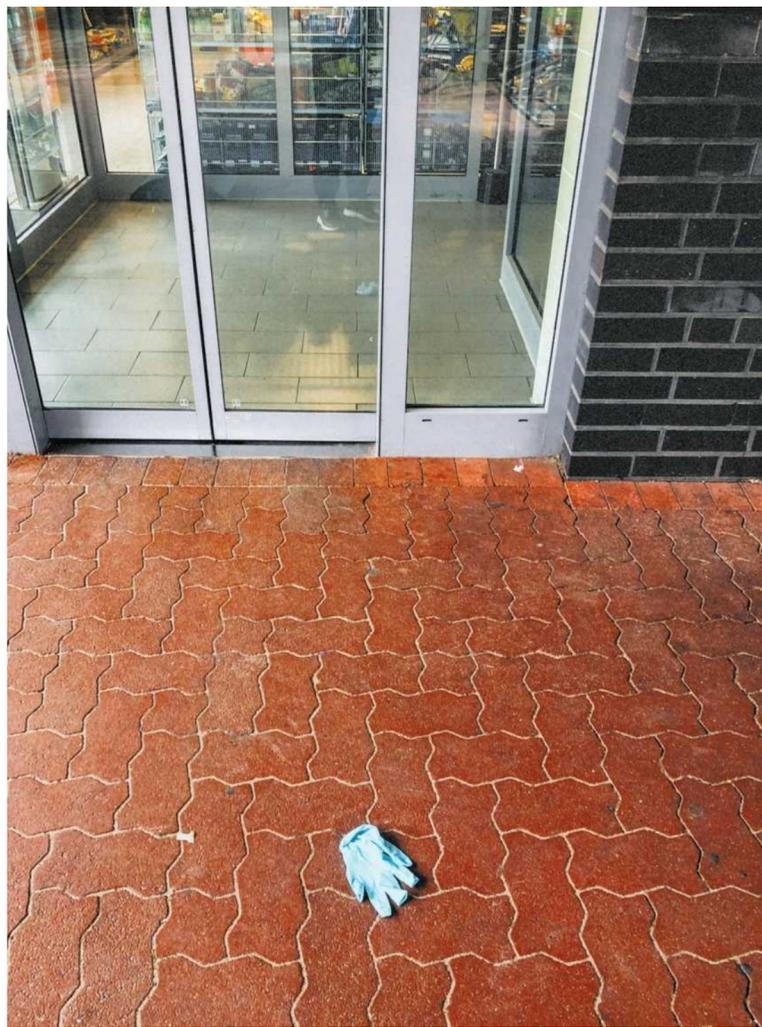
Andererseits: Wäre ein Abbruch der Veranstaltung nicht eine Kapitulation? Das Virus ist ja keine Massenvernichtungswaffe, bei Redaktionsschluss dieser Ausgabe war noch niemand in Deutschland daran gestorben. Wäre Stefan Renz auf die Idee gekommen, einen Vortrag wegen einer normalen Grippe abzusagen? Wem ist ein besonnener Umgang mit dem Risiko zuzutrauen, wenn nicht einer Gruppe hochkompetenter Ärzte?

Wie viel Alltag darf jetzt noch sein? Überall wird mit dieser Frage gerungen

Stefan Renz trifft seine Entscheidung. Und während die Direktorin der Kinderklinik zum Telefonhörer greift und mit ihrem Kollegen spricht, der sich nun zu Hause in Quarantäne befindet, während die beiden die Namen aller Menschen zusammentragen, mit denen der Arzt am UKE Kontakt hatte, während Behörden informiert und Notfallpläne in Kraft gesetzt werden – während all das geschieht, hält der Professor aus Dresden in der Kinderklinik sein Fachreferat über Antibiotika.

Hinterher stehen die Besucher noch eine Weile zusammen, jetzt gibt es nur noch ein Thema. »Hoffentlich bewahren die Leute die Ruhe.« – »Es kommt, wie es kommt. Wir müssen auf Sicht fahren.« Eine von denen, die davon berichten, welche Sätze an diesem Abend gefallen sind, sagt später auch dies: »Wir haben keine Angst vor dem Virus. Wir haben Angst vor der Reaktion der Bevölkerung.«

Es sind seltsame Tage in Deutschland. Ein ganzes Land fährt jetzt auf Sicht, überall wird mit der Frage gerungen, wie viel Alltag noch sein darf. Die Lufthansa streicht Flüge, Familien stornieren ihren Urlaub, und Horst Seehofer verweigert Angela



Ein verlorener Schutzhandschuh vor einer Aldi-Filiale in Hamburg

Angst ist auch ein Virus

Kann eine Gesellschaft unterscheiden zwischen sinnvoller Vorsicht und sinnloser Panik? Unterwegs in einem Land, das lernen muss, mit einer neuen Bedrohung umzugehen



Konstantin Kruse, Pastor einer freikirchlichen Gemeinde, zur Zeit auf der Isolierstation

Merkel den Handschlag – das Video dieses Vorgangs geht, nun ja: viral. Bayern München und Borussia Dortmund verbieten ihren Fußballprofis den Fankontakt; keine Selfies, keine Autogramme. In einer Berliner Kita sind die Erzieher angewiesen, die Kinder weder zur Begrüßung noch zum Trost auf den Schoß oder auf den Arm zu nehmen. Die Leipziger Buchmesse fällt genauso aus wie die Internationale Tourismusbörse. In Viersen wird die Billard-Weltmeisterschaft abgesagt. Die Deutsche Bischofskonferenz bittet um Zurückhaltung bei der Nutzung der Weihwasserbecken.

Und doch zwingen sich Menschen in Busse und fahren zur Arbeit, finden Konferenzen statt, werden Kinder in Kitas gebracht, landen auf Flughäfen weiterhin Flugzeuge aus dem Ausland, auch aus den Ländern, in denen das Virus stark verbreitet ist. Am Freitagabend spielte in Hamburg einen Tag nach Ankunft des Virus Peter Maffay vor 13.000 feiernden Fans. Auch die Berlinale wurde wie geplant zu Ende gebracht, auf der Abschlussgala drängelten sich die Gäste.

Ein Nobelpreisträger nannte Viren einmal »schlechte Nachrichten, in Protein verpackt«. Kann eine Gesellschaft lernen, mit solchen schlechten Nachrichten zu leben? Kann sie unterscheiden zwischen sinnvoller Vorsicht und sinnloser Angst?

»Jetzt klingelt hier ständig das Telefon. Wir schaffen das nicht!«

Freitagmorgen, 9 Uhr, Tag eins in Hamburg. Im Stadtteil Harburg öffnet sich die Glastür am Eingang zum Gesundheitsamt. Ein Mann Mitte fünfzig schiebt sein schlammbespritztes Fahrrad hindurch, bringt es eilig zu einer Abstellkammer, streift seine Jacke im Gehen ab, hastet durch nüchterne Behördengänge, die Treppen hinauf, zur Abteilung Infektionsschutz. Lagebesprechung. Eine von Tausenden, die in diesen Tagen in deutschen Ämtern stattfinden.

Zwei Kinder aus Harburg wurden am UKE von dem infizierten Arzt behandelt. »Wer kann die Adressen abfahren?«, fragt Robert Wegner, der Amtsleiter.

Kurz darauf holt eine seiner Mitarbeiterinnen Mundschutz und Handschuhe aus dem Medizinschrank, verstaubt beides in einer Plastiktüte und steigt ins Auto. »Wir sollten so unauffällig wie möglich unterwegs sein«, hatte ihr Chef gesagt.

Bloß nicht mit Mundschutz durch Harburg fahren. Bloß keine Panik schüren.

Die Frau vom Amt wird an diesem Vormittag einen Jungen und seine Mutter für 14 Tage unter Quarantäne stellen. Bei der zweiten Familie wird sie zu spät kommen. Ein Vater wird die Tür öffnen und sagen, seine Frau und sein Sohn seien in Polen, Verwandte besuchen.

Sie werden die polnischen Behörden benachrichtigen. Noch gibt es – das ist der Stand an diesem Tag – in Polen keine bestätigten Corona-Fälle.

Das Virus hat seine Stacheln – lauter kleine Schlüssel, mit denen es die Zellen der Lebewesen aufzuschließen versucht, die es befallen hat. Der Staat hat seine Gesundheitsämter, allein in Hamburg sind es sieben. Dann sind da noch die Behörde für Gesundheit und Verbraucherschutz, das Institut für Hygiene und Umwelt, der Hafenzentrale Dienst. Am Freitagmittag der vergangenen Woche, immer noch Tag eins in Hamburg, versammeln sich die Leiter all dieser Institutionen vor ihren Telefonen zu einer Schaltkonferenz. Die Leitung knackt und rauscht, zweimal bricht sie weg, als wären am anderen Ende nicht Harburg und Eimsbüttel, sondern Wuhan und Peking.

»Hallo?«
»Wandsbek hier!«
»Gesundheitsamt Altona.«
»Bergedorf.«
»Hallo. Hier ist der Hafenzentrale Dienst.«
»Können sich bitte alle Bezirke nacheinander melden?«
»Ja, aber in welcher Reihenfolge?«
»Wo ist Wandsbek?«

In der nächsten Stunde kann man zuhören, wie deutsche Behördenleiter darum ringen, das Immunsystem des Staates gegen das Virus zu mobilisieren. Ein Gesundheitsamt meldet, es gebe Probleme mit der 116117, der Hotline des ärztlichen Bereitschaftsdienstes. »Die verweisen an uns, jetzt klingelt hier ständig das Telefon. Wir schaffen das nicht!« Es geht um Wochenendschichten, Fahrdienste, Adresslisten. »Die Hebammen haben keine Desinfektionsmittel mehr, wie kann das sein?«, beschwert sich jemand. Ein anderer fragt nach Regeln für Flüchtlinge, die aus Italien ankommen, und ein Dritter antwortet: »Müssen wir separat klären.«
»Okay, dann danke an alle.«
»Tschüss!«
»Und: toi, toi, toi!«

Die Koordination fresse gerade die Hälfte seiner Zeit, klagt später der Mitarbeiter eines Amtes. Die ausgefüllten Formulare für Verdachtsfälle zum Beispiel: Sie hätten lange diskutiert, wie man sie übermitteln könnte. Beim zuständigen Büro seien die Mailserver überlastet, also würden die Zettel jetzt umständlich ausgedruckt und gefaxt. Da vergehen jedes Mal Minuten – das Virus braucht nur Sekundenbruchteile für den Übersprung von Mensch zu Mensch. Derzeit ist es oft schneller als das Gesundheitssystem.

Überall in der Republik beschwerten sich jetzt die Patienten darüber, dass sie bei der Hotline 116117

TITELTHEMA

Angst ist auch ein Virus Fortsetzung von S. 17

in der Warteschleife hängen bleiben. Und die Hausärzte beklagen sich, dass Menschen, die glauben, das Virus zu haben, hustend in ihre überfüllten Praxen strömen – und so andere gefährden.

Die Hamburger Telefonkonferenz geht gerade zu Ende, als in Berlin Thomas Steffen seinen Platz an einem Konferenztisch im Bundesgesundheitsministerium einnimmt. An der Wand hängt ein Monitor, auf dem eine Weltkarte zu sehen ist. Die vom Virus betroffenen Länder sind rot eingefärbt. Es gibt ziemlich viel Rot. China, Südkorea, der Iran, Italien, Frankreich, Island, die USA, Deutschland.

Steffen ist einer der beiden Leiter des von der Bundesregierung eingesetzten Krisenstabs. Dessen Mitglieder sind eigentlich viel mächtiger als die Amtsleiter aus Hamburg, es sind Staatssekretäre und Abteilungsleiter aus dem Wirtschaftsministerium, dem Finanzministerium, dem Bundeskanzleramt, außerdem der Chef der Bundespolizei und der Präsident des Bundesamts für Katastrophenschutz. Und doch haben diese Menschen weniger zu entscheiden. Der Krisenstab, der an diesem Tag zum ersten Mal tagt, spricht nur Empfehlungen an Bundesländer und Gemeinden aus. Anordnen kann er kaum etwas, in diesem Stadium der Krise quasi nichts. Die Städte und Landkreise entscheiden selbst, ob sie Veranstaltungen verbieten, Schulen schließen, Desinfektionsmittel verteilen.



Leergekaufte Regale bei Aldi in Hamburg-Altona

Für Steffen ist es nicht die erste Krise, sondern die vierte. Er war Referatsleiter im Finanzministerium, als kurz nach der Jahrtausendwende die New-Economy-Blase platzte, er gehörte dem Vorstand der Finanzaufsicht an, als wenige Jahre später die Investmentbank Lehman Brothers kollabierte, und er war Staatssekretär des damaligen Bundesfinanzministers Wolfgang Schäuble, als Griechenland das Geld ausging.

Was Steffen aus seiner Erfahrung mit anderen Krisen gelernt hat?

Vor allem, dass man schnell und entschlossen reagieren muss.

Ziemlich sicher hätte die internationale Finanzkrise weniger Wohlstand vernichtet und weniger Existenzen zerstört, wenn die Regierungen weltweit früher und entschlossener gegengesteuert hätten: mit Konjunkturpaketen oder mit Programmen zur Sanierung der Banken.

Auch jetzt kündigt die Regierung an, Unternehmen finanziell zu unterstützen, die wegen der Corona-Krise in Gefahr geraten. Wenn sich die Lage stark verschlechtert, könnten Steuern gesenkt oder staatliche Investitionen verstärkt werden. Und wäre wegen der Epidemie die Versorgung mit Lebensmitteln ernsthaft gefährdet, könnte das Landwirtschaftsministerium Grundnahrungsmittel beschlagnahmen und an die Bürger verteilen.

Doch eine Sache haben die Mitglieder des Krisenstabs in den wenigen Tagen, seitdem das Coronavirus in Deutschland angekommen ist, schon begriffen: Eine Gesundheitskrise ist schwerer zu bekämpfen als eine Finanzkrise.

In Deutschland gibt es 1942 Krankenhäuser. Sie behandeln im Jahr mehr als 19 Millionen Patienten – und die meisten von ihnen leiden nicht am Coronavirus, sondern an anderen Krankheiten. Würde man Deutschland abriegeln, kämen auch keine Medikamente mehr rein – und in den Krankenhäusern könnten die Patienten nicht behandelt werden.

Handelt der Staat drastisch, um das Virus einzudämmen, bringt er womöglich noch viel mehr Menschen in Gefahr, als er mit seinen Maßnahmen rettet.

Schon jetzt rechnet man im Krisenstab damit, dass Deutschland wegen der Epidemie in eine Rezession rutschen könnte. Was, wenn nun auch noch die Grenzen geschlossen würden und die Unternehmen wegen des Ausfalls von Zulieferteilen aus dem Ausland ihre Produktion drosseln müssten? Schwäbische Maschinenbauer, die keine Teile mehr bekommen. Autohersteller, bei denen die Bänder stillstehen. Hotels, die auf Gäste aus dem Ausland warten. Und Menschen, die ihren Job verlieren – oder Angst haben, ihn zu verlieren.

Manchmal verursacht der Kampf gegen die Panik nur noch mehr Panik. Deshalb wägen Steffen und seine Leute bei ihren Empfehlungen jeden Satz ab.

Die Frage ist nur, ob der Ratschlag der Politik, besonnen zu bleiben, auch die Bürger erreicht.

In Hamburg hat Kurt S. gerade sein dreißigjähriges Dienstjubiläum begangen. S. ist kein Experte für Seuchen und auch nicht für Krisenkommunikation, aber einer für Menschen. Er ist Kassierer bei

Aldi. Kurt S. – der wie einige unserer Gesprächspartner im Zusammenhang mit Corona nicht mit vollem Namen in der Zeitung stehen will – kennt das Gedränge und Geschiebe vor Weihnachten und Ostern. Und er erinnert sich noch gut, wann er das letzte Mal leere Regale gesehen hat. »Zur Wende«, sagt er, im Februar 1990, in seinen ersten Arbeitstagen, da war er Anfang zwanzig. Damals strömten an den Wochenenden Zigttausende Ostdeutsche nach Hamburg und kauften Bananen und Schokolade. »Ich dachte, das war der Höhepunkt«, sagt S.

Dann kam der Freitag vergangener Woche. Der Tag, als sich in der Stadt die Meldung verbreitete, ein Arzt der Kinderklinik habe sich angesteckt.

Die Morgenstunden verliefen noch normal in der Aldi-Filiale an der Holstenstraße in Altona. S. zog die Waren über den Scanner wie immer. Gegen Mittag änderte sich etwas. Die Preise auf seinem Kassendisplay summierten sich nicht mehr auf die gewöhnlichen 15 oder 20 Euro. Es ging jetzt oft an die 200. »Erst habe ich mich gefragt: Geben die am Wochenende alle Erbsensuppenpartys?«, sagt S.

»Dann war mir klar: Nein, die haben einen an der Marmel.«

In der Erinnerung des Kassierers reichte die Warteschlange vor seiner Kasse am Nachmittag fast bis in die Mitte des Ladens. Bald waren Nudeln ausverkauft. Mehl. Öl. Geschälte Tomaten. Erbsen in der Dose. Mais in der Dose. Kidneybohnen in der Dose. Grünkohl im Glas. Würfelzucker. Spülmaschinentabs. Teelichte. Geschäftlich ein guter Tag, 30 Prozent mehr Umsatz. Menschlich schwierig, Mitarbeiter wurden angefaucht: »Es kann nicht sein, dass Sie kein Mehl mehr haben!«

Anspruchsdenken und Angst sind ein heikles Gemisch.

Einige ältere Kunden seien ernsthaft besorgt, weil stärker gefährdet, sagen die Aldi-Angestellten aus Hamburg-Altona, manche hätten ihre Trolleys nur mit Mühe aus dem Laden bekommen. Das Verhalten mancher Jüngerer allerdings muss eher nach Angstlust ausgesehen haben. Ein junger Mann, berichtet der Kassierer S., habe sich selbst dabei gefilmt, wie er seinen Wagen belud, das Smartphone im Selfiestick. Ein Gaffer in eigener Sache.

Und dann standen plötzlich Gestalten wie Gespenster vor Kurt S.: zwei Männer, das Gesicht jeweils hinter etwas verborgen, das für S. nach Gasmaske aussah; einer trug dazu noch einen weißen Ganzkörper-Overall. Die beiden schoben Einkaufswagen voller Wasser und Spätzle vor sich her.

Leichter als mit einem Hamsterkauf ist Grusel bei gleichzeitiger Beruhigung kaum zu haben.

Der Sanitäter, der den Corona-Patienten abholt, sagt: »Ist mir ja richtig eine Ehre!«

Um Konstantin Kruse zu besuchen, muss man durch eine Unterdruckkammer, kaum größer als eine Telefonzelle. Dort muss man Schutzkleidung anlegen, an der die beiden Männer aus dem Hamburger Aldi ihre Freude hätten: eine Kopfhülle, eine Atemschutzmaske Typ FFP3, »High-Risk-Maske« steht auf der Verpackung. Dazu Gummihandschuhe und einen blauen Kittel.

Konstantin Kruse führt ein einsames Leben, seitdem das Virus ihn erwischt hat, der Unterschied zum Leben eines Gefangenen ist nicht groß. Einen gibt es: Kruse hat keinen Hofgang. Seine Zelle ist ein Krankenzimmer auf der Infektionsstation des Städtischen Klinikums Karlsruhe. Alle paar Stunden betreten Krankenschwestern Raum D.124, in Schutzanzüge gehüllt. Sie bringen Tabletts mit Essen, manchmal erzählen sie auch von der Welt draußen, von der Angst der Gesunden, die eine Ansteckung fürchten, von den Supermärkten, die auch in Karlsruhe leer gekauft werden, davon, dass in manchen Kliniken jetzt die Desinfektionsmittel geklaut werden. In Suhligen in Niedersachsen verschwanden 1200 Atemschutzmasken aus dem Krankenhaus.

Kruse sitzt in einer Ecke des Raums, in der Hand sein iPhone. Ein Mann mit muskulösen Oberarmen, er trägt ein schwarzes T-Shirt und weiße Sneaker. Der 36-Jährige ist Pastor einer evangelischen Freikirche in Nürnberg. Jedes Wochenende kommen dort 1300 Menschen in die Gottesdienste. Vergangene Woche fuhr Kruse nach Karlsruhe, weil hier die größte Evangelikalen-Konferenz des Landes losgehen sollte, 10.000 Teilnehmer wurden erwartet. Am Abend vor der Eröffnung hatten die Organisatoren alle vorgesehenen Redner zu einem Dinner geladen, 19 Menschen in einem Raum. Unter ihnen Konstantin Kruse. Die Stimmung war locker, erinnert er sich, sie quatschten, lachten, gaben sich High Fives.

Dann kam das Fieber. Und zwei Tage später die Diagnose: Corona.

Kruse gehörte zu keiner Risikogruppe: kein Urlaub in Italien oder China, kein Kontakt zu bekannten Infizierten. Er versuchte, sich an alle Erlebnisse der letzten 14 Tage zu erinnern. Hochzeiten, Gottesdienste, Kongresse in Stuttgart und Konstanz. Für Seuchenbekämpfer ist er ein Horrpatient. »Andere haben einen Bürojob, ich bin die ganze Zeit unterwegs.«

Der Freikirchen-Kongress von Karlsruhe wurde abgebrochen, anders als der Vortrag in der Hamburger Kinderklinik. 10.000 Teilnehmer aus aller Welt, das schien ein größeres Risiko zu sein als 70 Ärzte aus einer Stadt. Einer der Sanitäter, die Kruse in Schutzanzügen aus dem Hotel holten, sagte: »Ist mir ja richtig eine Ehre!« Kruse ist nicht prominent, aber er ist Träger eines prominenten Virus. Der erste in Karlsruhe.

Inzwischen geht es ihm besser. Kruse sieht noch blass aus, er hustet ein wenig, seine Stimme ist heiser. Aber das Fieber ist weg, die Entzündungswerte im Blut sind gut, das Schlimmste dürfte überstanden sein. Seine Frau, ebenfalls infiziert, liegt in Nürnberg mit leichtem Schüttelfrost in einer Klinik, sie telefo-



ZEIT-Autor Sebastian Kempkens in Schutzmontur beim Gespräch mit Konstantin Kruse, dem infizierten Pastor

nieren jetzt von Isolierzimmer zu Isolierzimmer. Die beiden Kinder sind Corona-negativ. Die Schwiegereltern kümmern sich.

Pastor Kruse hat seine Methode gefunden, mit dem Virus umzugehen. Eine Methode, die manchem irrational erscheinen mag, aber in diesem Fall echte Wirkung zeigt. Konstantin Kruse sagt, er denke hier in seinem Isolierzimmer oft daran, dass seine Gemeinde für ihn betet. Das weiß er, weil er Dutzende aufmunternde Nachrichten von Gläubigen erhalten hat. Und natürlich betet Kruse auch selbst sehr viel. Für gutes Wetter, auf dass die Frühlingssonne dem Virus ihre Wärme entgesetzen möge. So gelingt es diesem Mann, der das Coronavirus in seinem Körper trägt, ganz ruhig zu bleiben. Anders als die Leute, die jetzt die Supermärkte stürmen. Anders auch als die Menschen, die zu Mazda Adli kommen und um Rat bitten.

Adli ist Chefarzt der Fliedner Klinik, einer psychotherapeutischen Ambulanz in Berlin, außerdem hat er eine Professur an der Berliner Charité, er leitet dort den »Forschungsbereich Affektive Störungen«. Im Wartezimmer seiner Ambulanz geht es distiguiert zu, sitzt man auf schicken grauen Sofas und blickt durchs Fenster auf den Gendarmenmarkt. Keine hustenden Menschen, keine unruhigen Wannkomme-ich-dran-Blicke, kein Schreien febriger Kinder. Stattdessen: Ruhe.

Aber eben auch: Angst.

Mazda Adli ist ein höflicher und besonnener Mensch, niemand, der alarmistische Töne anschlägt. Er sagt, die Stimmung in Deutschland erinnere ihn manchmal an die Zeiten des islamistischen Terrors. »Ich weiß noch, wie wir vor einigen Jahren hier viele Patienten hatten, die nicht mehr



Eine Frau hält ein Überweisungsformular für den Corona-Test in der Hand

ihre Wohnungen verließen, weil sie sich vor einem Anschlag fürchteten.«

Adli erforscht, wie Stress den Menschen beeinflusst und welche Folgen das für moderne Gesellschaften hat. Als vor einer Woche an einem Tag gleich drei Menschen einzig aus Angst vor dem Coronavirus in seine Klinik eilten, wusste Adli: Jetzt steht dem Land ein neuer Stresstest bevor.

Die Leute, die sich kaum noch trauen, vor die Haustür zu treten: Sie haben keine Angst vor einer Bombe in der U-Bahn. »Die haben Angst, sich mit dem Virus zu infizieren.«

Da ist die Frau, die sie hier erfolgreich wegen einer Angststörung behandelt hatten. Nichts mehr von ihr gehört, drei Jahre lang. Nun war sie wieder da. »Wir mussten ihr ein Beruhigungsmittel verabreichen, weil sie aus Panik vor dem Virus fast zusammengebrochen wäre.« Sie haben sie dann 14 Tage krankgeschrieben. Auch eine Art Quarantäne. Auch ein Corona-Opfer, eines, das in keiner Statistik auftauchen wird.

Adli glaubt, dass bei dieser Frau und bei nicht wenigen anderen Menschen eine Spirale der Angst wirksam ist. »Das heißt, die Furcht vor dem Virus lenkt die Wahrnehmung auf all das, was diese Furcht weiter bestätigt.« In der Psychologie gebe es das Phä-

nomen der emotionalen Ansteckung. Besonders negative Emotionen verbreiteten sich dabei wie ein Lauffeuer. Die Leute, sagt Adli, hocken vor ihrem Computer und verfolgen wie gebannt die Corona-Newsticker. Mit jeder Nachricht über eine abgesagte Großveranstaltung oder die nächste bestätigte Infektion verstarke sich ihr Gefühl einer bevorstehenden Katastrophe. Adli sagt: »Die Angst ist viel ansteckender als das Virus.«

Live-ticker, Twitter, Facebook: Die Angst vor dem Virus ist jetzt auch globalisiert

Viren entziehen sich einfachen Gleichungen. Je tödlicher das Virus, desto größer die Gefahr für die Menschheit? So simpel ist es nicht.

Haben die Symptome einmal eingesetzt, tötet der Erreger der Tollwut nahezu jedes seiner Opfer, das sind weltweit jährlich weniger als 60.000 Menschen – der Erreger muss dabei den Umweg über ein Tier nehmen, meist ist es ein Hund. Der Hund verfällt in Raserei, bis er den Menschen beißt und das Virus, verborgen im Speichel, sein nächstes Ziel erreicht. Biologisch gesehen ist das Virus dann allerdings in einer Sackgasse gelandet.

Anders der Erreger der Spanischen Grippe vor hundert Jahren. Er verbreitete sich 1918/19 um den Erdball, von Mensch zu Mensch, von Kontinent zu Kontinent. Heute schätzen Wissenschaftler, dass damals unfaßbare 50 Millionen Menschen starben. Viele weitere waren infiziert. Hätte das Virus nach dem Vorbild der Tollwut jeden Befallenen schnell dahingerafft – es wäre nie so weit in der Welt herumgekommen.

In Zukunft, fürchten Wissenschaftler, könnten Pandemien in immer kürzeren Abständen auftreten. Je vernetzter die Länder und Gesellschaften, desto höher die Chance der Erreger, sich möglichst schnell und weit auszubreiten. Das Coronavirus aus Wuhan ist da nicht der erste Fall. Aber während 1918/19 so gut wie nichts über die Spanische Grippe in den Zeitungen stand, kann im Jahr 2020 jeder die Livebilder aus Wuhan betrachten, aus Norditalien und dem Kreis Heinsberg, den Zentren der Krise.

Man kann sagen, die Angst vor dem Virus hat das Tempo des Virus aufgenommen. Sie ist jetzt auch globalisiert.

Die Therapeuten in Adlis Ambulanz setzen auf die beruhigende Wirkung der Statistik. Sie erklären ihren Patienten die Zahlen, machen ihnen klar, wie unwahrscheinlich es für den Einzelnen ist, am Coronavirus zu sterben. Mehr können sie nicht tun.

Am Montagabend dieser Woche, einige Stunden nachdem die Gesundheitssenatorin über den ersten Corona-Fall in Berlin informiert hat, versammeln sich in Adlis Wartezimmer zwanzig Männer und Frauen um ein Klavier. Sie räuspern sich und drücken ihre Rücken durch, ein Pianist spielt sich ein. Einige wärmen ihre Stimmen auf, indem sie Vokale laut und lange dehnen. Aus ihren Kehlen tönt ein »Ooooooh«, dann ein »Uuuuuuh«.

Es ist schon zwanzig Jahre her, da fragte Mazda Adli bei seinen Kollegen aus der Hauptstadt nach, bei Psychiatern, Psychologen und Neurologen, ob sie nicht Lust hätten, ab und an mit ihm zu singen. So fanden sich die Singing Shrinks, die singenden Seelenkämpfer.

Regelmäßig treffen sie sich nach Feierabend in Adlis Wartezimmer und singen gemeinsam. Die meisten Chormitglieder sind direkt von der Arbeit gekommen, aus den Krankenhäusern, Arztpraxen und Behandlungszimmern der Hauptstadt.

Jetzt wollen sie abschalten vom Thema Corona. Sie wählen ein Lied, das sie schon länger geprobt haben. Es ist von Tim Bendzko und heißt: *Nur noch kurz die Welt retten*. Der Pianist haut in die Tasten, Adli und seine Kollegen singen: »Ich wär so gern dabei gewesen / Doch ich hab viel zu viel zu tun / Lass uns später weiterreden / Da draußen brauchen sie mich jetzt / Die Situation wird unterschätzt / Und vielleicht hängt unser Leben davon ab ... / Muss nur noch kurz die Welt retten.«

In Hamburg wurden bis zum Redaktionsschluss dieser Ausgabe noch drei weitere Infizierte registriert. Keiner von ihnen war beim Vortrag in der Kinderklinik gewesen. Zwei waren aus dem Iran eingereist, einer arbeitet in einem Labor des UKE. Er gehört zu den Kontaktpersonen des kranken Arztes. Wieder ziehen Mitarbeiter eines Gesund-

LEBEN MIT CORONA

heitsamts los, um Menschen zu testen, die den Infizierten nahe gekommen sind. In Schleswig-Holstein werden die Schule und die Kita der Kinder des Labormitarbeiters geschlossen.

In Hamburg und Umgebung ist es noch nicht vorbei.

Während in weiten Teilen Deutschlands noch im Futur über Corona geredet wird, gibt es einen Ort, in dem einige schon in der Vergangenheitsform vom Virus sprechen: Gangelt, Landkreis Heinsberg, Nordrhein-Westfalen. Flaches Ackerland, zerstreute Siedlungen in Backsteinrot, ein weithin sichtbarer Kirchturm. Hier, nicht filmreif in der Großstadt, gab es bisher die meisten Corona-Infizierten Deutschlands: in einer 12.000-Einwohner-Gemeinde an der Grenze zu den Niederlanden. Und hier gibt es jetzt auch die ersten Menschen, die hoffen, es hinter sich zu haben.

Es ist Montag, der 2. März, 7.30 Uhr, da betritt Agnes B. das Rathaus ihrer Stadt. Leere Flure, absolute Stille. Das Gebäude ist für den Publikumsverkehr geschlossen. Im zweiten Stock öffnet Agnes B. eine Tür. Schreibtisch, Computer, Akten, Amtsödnis. »Normalerweise freut man sich ja über jeden freien Tag«, sagt sie, »aber jetzt ist es schön, wieder bei der Arbeit zu sein.«

Als der Name des Erkrankten fiel, sagte sie: »Ach? Der saß nur zwei Stühle weiter«

Agnes B. ist 63 Jahre alt, in der Gemeinde Gangelt ist sie für die Schulverwaltung zuständig. Materialbeschaffung, Schulbusse, solche Sachen. Eigentlich.

Am Faschingsdienstag, 25. Februar, wurde sie abends angerufen. Sie solle schnell ins Rathaus kommen. Es gebe einen Corona-Fall im Ort, die Schulen müssten schließen. Also setzte sich Agnes B. in ihrem Büro ans Telefon, rief Rektoren an und bestellte die Busse ab, die an jedem Schultag 1200 Kinder transportieren. Eher beiläufig erkundigte sich Agnes B., wer der Kranke sei. Dann hörte sie die Geschichte, die mittlerweile das ganze Land kennt: Es handele sich um einen Mann, der am 15. Februar mit 300 Menschen Karneval gefeiert habe, im Bürgerhaus des Ortsteils Langbroich, bei der »Langbröcker Dicke Flaa«. Zehn Tage war das her. Aber Agnes B. erinnerte sich natürlich, dass auch sie im Saal gewesen war, fünf Stunden lang, in einem Ringelshirt.

Als im Rathaus dann der Name des Erkrankten fiel, sagte sie: »Ach? Der saß nur zwei Stühle weiter.«

So wurde aus der Verwaltungsangestellten Agnes B. eine »Kontaktperson«, eine von bislang 1000 Bürgerinnen und Bürgern, die der Landkreis Heinsberg

in Quarantäne schickte. Ein Krisenstab wies alle Besucher der Karnevalsfeier an, zu Hause zu bleiben, bis der 15. Februar zwei Wochen zurückliegen würde. Komplette Tanzgruppen und ganze Kapellen lahmgelegt, passenderweise am Aschermittwoch.

Zwei Wochen Quarantäne: In den Nachrichten klang das dramatisch, konkret handelte es sich nur um fünf verbleibende Tage. Frau B. saß zu Hause und telefonierte viel. Bald bildeten sich WhatsApp- und Facebook-Gruppen Betroffener. Im Rathaus waren nur noch 15 von 35 Mitarbeitern anwesend. Die Renovierung der örtlichen Gesamtschule geriet ins Stocken, weil Bauarbeiter aus Nachbargemeinden sich weigerten, zur Arbeit zu kommen. Eltern hatten Mühe, ihre Kinder in den Häusern zu halten. In Gangelt leerten sich die Straßen.

Nachts, ist nun im Nachhinein zu hören, sah man draußen dann doch einige Schatten ihre Hunde ausführen.

Agnes B. kochte, was die Vorräte hergaben. Kollegen stellten ihr Brötchen und Eier vor die Tür. »Nur Toilettenpapier wäre bald knapp geworden.«

Seit Sonntag ist die Quarantäne für 600 der 1000 Bürger beendet, Agnes B. ist an ihren Arbeitsplatz zurückgekehrt. Wer mit den Menschen in Gangelt spricht, bekommt den Eindruck: In diesem kleinen Ort am Rand der Republik ist die Zukunft zu besichtigen. Eine Gesellschaft unter Pandemie-Stress. Im Schlechten – aber auch im Guten.



Bernhard Tholen, Bürgermeister von Gangelt, einem Hotspot der Epidemie

Mathias Schoenen, Pfarrer der evangelischen Kirchengemeinde, sagt, die ersten Infizierten hätten neben Anteilnahme auch eine Stigmatisierung erlebt, die ihn ans Mittelalter erinnere, »als Krankheit noch mit Schuld erklärt wurde. Mit Verfehlungen. Heute damit, nach Italien in den Urlaub gefahren oder verschnupft auf ein Fest gegangen zu sein.« Plötzlich war von »Corona-Kollegen« die Rede, in sozialen Netzwerken hagelte es Fragen, die eigentlich Vorwürfe waren: Musste *der* auf die Karnevalsfeier gehen? Wieso ist *die* noch zur Arbeit gekommen? Warum hat *das* Elternpaar seine Kinder in die Schule geschickt?

Der Pfarrer denkt über die Frage nach, welche Konsequenzen mit der öffentlichen Suche nach einem Erstinfizierten, mit dem Zurückverfolgen einer Infektionskette verbunden sind: Mit dieser Methode mag eine Pandemie einzudämmen sein, aber oft wird damit auch Einzelnen eine Verantwortung zugesprochen, die sie selten haben.

Nicht mehr der Einzelne war jetzt gefährlich. Die ganze Stadt galt als Brutstätte

Der Mann von der Karnevalsfeier liegt nach wie vor isoliert in einer Düsseldorfer Klinik, sein Zustand war lange kritisch, auch seine Frau wird dort behandelt. Das Haus des Paares im Ort steht leer, die Jalousien sind heruntergelassen.

Bernhard Tholen, Gangelts Bürgermeister, vermeidet es längst, den Kranken als »Erstinfizierten« zu bezeichnen, als Gangelts *patient zero*. »Vielleicht ist der Arme einfach als Erster krank geworden«, sagt Tholen. Infiziert könnten an jenem Abend schon viele andere gewesen sein, sogar krank, nicht jeder zeige Symptome. Außerdem: »Hat jemals jemand hier in der Gegend wegen eines Schnupfens auf Karneval verzichtet?«

In Gangelt ist innerhalb weniger Tage Erstaunliches geschehen: Je mehr Menschen erkrankten und von vermeintlich Bedrohten zu einer vermeintlichen Bedrohung wurden, desto größer wurde die Solidarität. Nicht mehr der Einzelne war gefährlich, ganz Gangelt galt jetzt dem Land als Brutstätte. Vorbehalte von außen, Zusammenrücken innen. Im Landkreis entstanden zwei Initiativen mit dem Vorhaben, Einwohnern in Quarantäne Lebensmittel zu bringen, wahre Lieferhelden. Allerdings brauchte so gut wie niemand Hilfe, weil Verwandte, Nachbarn und Kollegen sich kümmerten. »Um zwei Ecken ist ja jeder mit einem Kranken verwandt«, sagt Bürgermeister Tholen.

Mittlerweile weiß niemand mehr, wer sich wann wo angesteckt hat. Die Infektionsketten sind in



Gangelt in Nordrhein-Westfalen: Würde man hier einen Katastrophenfilm drehen?

Gangelt viel zu verknottet, um noch entwirrt werden zu können.

Statt Panik ist in Gangelt Fatalismus ausgebrochen. Von dem Paar in der Düsseldorfer Klinik abgesehen, ist kein Infizierter ernsthaft krank. Wen man auch fragt, niemand verliert mehr ein böses Wort. Draußen trägt keiner Mundschutz. Menschen in Quarantäne haben sich gegenseitig besucht und verheimlichen das nicht einmal. Und die offiziellen Infiziertenzahlen der Behörden nimmt kein Mensch mehr ernst.

Eine junge Frau, die am 15. Februar im Bürgerhaus Langbroich mit ihrer Tanzgruppe aufgetreten war und wegen Hustens noch zu Hause ist, berichtet am Telefon: Ob sie das Virus in sich trage, werde sie nie erfahren. Ihr sei mitgeteilt worden, sie solle sich nur bei Fieber testen lassen.

»Ist letztlich auch egal«, sagt sie, während das halbe Land akribisch Listen führt.

Im Rathaus wird Agnes B. in den nächsten Tagen Liegendebliebenes aufarbeiten. »Ist nicht viel«, sagt sie, »die Schulen sind ja zu!« Nächstes Jahr, da ist Agnes B. sicher, werde sie sich »nicht davon abhalten lassen«, wieder Karneval zu feiern. Vielleicht ausgelassener als je zuvor.

MORITZ AISSLINGER, MALTE HENK, SEBASTIAN KEMPKENS, FRIEDRIKE OERTEL, MARK SCHIERITZ, TANJA STELZER UND HENNING SUSSEBACH

Mitarbeit: Christian Heinrich

ANZEIGE

Das perfekte Ostergeschenk!

Machen Sie Ihren Kindern, Enkeln oder Patenkindern eine ganz besondere Freude: Verschenken Sie ein Jahr lang Leseabenteuer. Spannende Geschichten, knifflige Rätsel und viele Ideen zum Selbermachen: Das alles steckt in ZEIT LEO, dem bunten Magazin für Kinder ab 8 Jahren.

Nur 36,80 €
8x ZEIT LEO
plus Geschenk

365 Experimente-Buch

Allgemeinwissen-Quiz

Lese-Buddy

Jetzt bestellen: www.zeit.de/leo-ostern ☎ 040/42 237070*

ZEIT LEO

*Bitte Bestellnummer 1930065 angeben